

ALEXANDRA FULLER
Die Krallen des Löwen

ALEXANDRA FULLER

Die Krallen des Löwen

Unterwegs mit einem
afrikanischen Krieger

Deutsch von Walter Ahlers

Goldmann Verlag

Die Originalausgabe erschien 2004 unter dem Titel
»Scribbling the Cat. Travels with an African Soldier«
bei The Penguin Press, New York.



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier *Zephir*
liefert Papeteries de Vizille.

1. Auflage

Copyright © der Originalausgabe 2004 by Alexandra Fuller

Copyright © der deutschsprachigen Erstausgabe 2006

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN-10: 3-442-31117-9

ISBN-13: 978-3-442-31117-0

www.goldmann-verlag.de

Für zwei afrikanische Schriftsteller, die dem Krieg in die
Augen geschaut und den Blick nicht abgewandt haben –
Alexander Kanengoni und Dan Eldon

Mit dem größten Respekt

Und für K und Mapenga
»Nur die Toten haben das Ende des Krieges erlebt.«
– Platon

Vorbemerkung der Autorin

Dies ist eine wahre Geschichte über einen Mann und die Reise, die ich mit diesem Mann gemacht habe. Es ist eine Geschichte über die Beziehung, die sich zwischen dem Mann und mir entwickelte, und eine Geschichte über das Land, durch das wir gereist sind. Aber es ist nur meine Geschichte, die Episode einer Episode einer viel größeren Geschichte. Sie stellt nicht den Anspruch, ein historisches Dokument oder ein Tatsachenbericht zu sein.

Und sollte es jemandem in den Sinn kommen, es mir nachzumachen, seine Familie und sein wirkliches, von alltäglicher Routine gesättigtes Leben zu verlassen und einem Bauchgefühl folgend mit einem Mann, dem Gottesfürchtigkeit und Gewalttätigkeit nachgesagt werden, nach Süden und Osten zu fahren – er würde den Mann, den ich K genannt habe, nirgends finden. Er würde nicht herausfinden, wo dieser Mann lebt. Er würde unseren Spuren nicht folgen können.

Ich habe unsere Spuren verwischt, wie es sich für einen guten Soldaten gehört.

Aber ich habe, einem gefallenen Soldaten sei es verziehen, die alte Regel verletzt, die da lautet: »Einmal unterwegs, immer unterwegs.«

Dabei ist K selber nicht so wichtig, auch nicht Mapenga oder St. Medard oder der ganze chaotische, poetische Haufen Leute, die aus dieser aus Neugier begonnenen Reise eine Untersuchung über Leben und Tod und die Angst vor dem Leben und vor dem Tod gemacht haben und über die Schwie-

rigkeit, Liebe und Vernunft und Leidenschaft und Pflichtbewusstsein auseinander zu halten.

Wichtig ist allein die Geschichte.

Denn wenn wir alle nur noch Staub und Knochen und Hornhaut sind – wenn wir mit unseren eigenen Skeletten tanzen –, dann bleiben von uns vielleicht nur noch unsere Worte.

Erster Teil

SOLE VALLEY, SAMBIA

Und als der Sektionsleiter schließlich von den Kulturen erzählte, die es in dem Land vor der Ankunft des weißen Mannes gegeben hatte, musste er erschüttert zur Kenntnis nehmen, dass die Geschichte seines Volkes nicht mit der Ankunft der Weißen begonnen hatte. Der Sektionsleiter begann mit Munhumutapa und den Königreichen der Rozvi während der Blütezeit Great Zimbabwes und erzählte weiter, bis er zur Ankunft des weißen Mannes und dem Ersten Chimurenga kam; er erzählte von den verschiedenen Formen der kolonialen Herrschaft, bis hin zu Ian Smith' einseitiger Unabhängigkeitserklärung, mit der die letzte Brücke zwischen Schwarz und Weiß eingerissen worden war, so dass als letzte Möglichkeit der Kommunikation nur noch die Gewalt blieb: der Krieg, der Zweite Chimurenga.

Aus: *Echoing Silences* von Alexander Kanengoni

Untypische Wasserfluten in Sole

Weil ich in diesem Land aufgewachsen bin und weil sie mein Volk sind, vergesse ich manchmal, über die Afrikaner zu staunen.

Umso erstaunter war ich, als ich K kennen lernte.

Zunächst einmal, weil ich mit jemandem wie K hier nicht gerechnet hätte.

Nicht in einer Gegend, die sich nur geringfügig über die Langeweile erhebt und wo selbst die Goba – deren angestammtes Land das ist – wie Heimatvertriebene aussahen, Flüchtlinge, die ihrer Zuflucht zu entfliehen versuchen. Und wo die Tonga – in den fünfziger Jahren hier angesiedelt, bevor die Regierung ihr heimatliches Tal überfluten und den Lake Kariwa entstehen ließ – nach wie vor unversöhnt und rachsüchtig und entsprechend deprimiert aussehen. Wo alle anderen wie Fremdarbeiter aussahen – schweißgebadet, betrunken, malariakrank, verkatert, tragisch, unlängst vergewaltigt.

Hier unten tragen selbst die, die keinen Ärger suchen, die Narben der Schicksalsschläge des Lebens, die das übliche Einerlei aus Fieber und erhöhter Temperatur aus dem Gleichgewicht bringen: Hautkrankheiten, Schussverletzungen, Banditenüberfälle, Krokodilbisse, Insektenstiche. Keine noch so kleine Hautabschürfung scheint in diesem Klima zu heilen. Kinder sterben viel zu früh und mit ungehöriger Eile.

Meine Eltern und K eingerechnet gibt es vielleicht zwei Dutzend Menschen – bei einer Gesamtbevölkerung von mehr als sechzigtausend –, die aus freien Stücken nach Sole Valley

gezogen sind. Nicht mitgezählt ist der eine oder andere nach kurzer Zeit wieder verschwundene Entwicklungshelfer, der sich hier fern aller Hoffnung halb zu Tode arbeitet in dem Versuch, die Landbevölkerung davon abzuhalten, mit geradezu frapperanter Achtlosigkeit ihr Leben aufs Spiel zu setzen. Und auch die italienischen Nonnen im Missionskrankenhaus sind nicht mitgezählt, die Gottes Ruf – der eher wie ein Hilfeschrei geklungen haben dürfte – in dieses Tal gefolgt sind.

Sole Valley ist ein keilförmiger Streifen staubiges Buschland zwischen den Flüssen Chabija und Pepani im Osten Sambias. Das Städtchen Sole ist am Grenzübergang zwischen Sambia und Simbabwe um ein paar Zollhäuschen herum aus dem Boden gewachsen. Es besteht aus Gebäuden der Zoll- und Einwanderungsbehörde, einer nagelneuen und recht eleganten Polizeistation, einem riesigen asphaltierten Parkplatz für Lastwagen und einer Reihe schäbiger Blech- oder Schilfhütten, über denen flatternde Persenningen oder Plastikplanen einen eher unzulänglichen Schutz gegen Regen oder Staub bieten und vor denen Schwarzmarktware wie Zucker, Speiseöl, Salz, Maismehl und Brot feilgeboten werden.

WILLKOMMEN IN SOLE steht auf einem Schild. GESCHWINDIGKEIT TÖTET, KONDOME RETTEN.

Man meint die Gedanken der Leute, die an der Grenzstation aus ihren Autos klettern und sich umschaun, förmlich hören zu können: Retten? Vor was denn?

Perlhühner, denen eine qualvolle Reise in unbekannte Kochtöpfe bevorsteht, gackern aus ihren Bambuskörben: »*Nkanga, nkanga!*«, und die Weißbrauenrötel antworten aus den verstaubten Sträuchern: »Wie du willst, wie du willst, wie du willst, WIE DU WILLST!«

Lastwagenfahrer in ölverschmierten Unterhemden sitzen im Schatten der Bordelle und Tavernen, um sich die Langeweile mit Frauen, Bier und Zigaretten zu vertreiben. Auf einem Schild über den Regalen einer Kneipe, die nicht nur

Bier und Zigaretten, sondern auch Kondome und Kopfschmerzpillen verkauft, steht zu lesen: WARUM BIST DU GEKOMMEN, WILLST DU MEINE PROBLEME LÖSEN ODER VERGRÖßERN? Prostituierte schlendern, wobei sie sich lässig in den Hüften wiegen, damit man ihre Not nicht sieht, von einem Trucker zum nächsten. Es ist ein tödliches Gewerbe. Gnadenlos und unbarmherzig. Manche der Mädchen, die sich den Fernfahrern für eine warme Mahlzeit oder ein Stück Seife verkaufen, sind nicht älter als zwölf.

Im Schatten vor einer Hütte mit dem Schild SCHWEISSE-REI UND BATTERIELADESTATION MAX BARBER – GEÖFFNET steht ein Lkw und blickt mit gähnender Motor-klappe auf seine ölverschmierten Einzelteile, die er auf die gerippte Erde vor seiner Stoßstange gespuckt hat, während ein junger Mann in einem nylonglänzenden Fußballertrikot sich von einer Frau mit flinken Fingern Stachelschweinborsten ins Haar frisieren lässt.

Und gleich neben einem Schild mit der Aufschrift RELAX & DISCUS RESTARUNT WE SALE SHIMA & TEA sitzen zwei Frauen der Wachturm-Gesellschaft in der Sonne, die Beine von sich gestreckt, streng in ihren vorwurfsvoll weißen Kleidern. Sie trinken Cola und knabbern geröstete Maiskekse.

Es gibt in Afrika spektakulärere und unbewohnbarere Adressen als diesen heruntergekommenen Landstrich am Rande der ewigen Malaria. Kratzt man bei einem von denen, die freiwillig hergekommen sind, an der Oberfläche – erwischt man ihn in einem wehrlosen Moment der Trunkenheit –, dann trifft man unfehlbar auf einen sprudelnden Quell des Leids oder eine Serie äußerst unglückseliger Ereignisse, nicht selten auf beides.

Kratzen bringt Tränen hervor.

Steife Oberlippen brechen am Bartresen auf, Tränen fließen, und solche Ausbrüche ungewohnter Gefühle können ganze nach Cola und Brandy riechende Tage verschlingen.

Diese Flutwellen des Kummers und der hoffnungslosen Sehnsucht – nicht der Sehnsucht nach einer glücklichen, unwiederbringlichen Vergangenheit, sondern die viel tragischere Trauer um eine unerträglich desolate und unwiderruflich zerstörte Vergangenheit – werden häufiger, wenn die Hitze übermächtig wird oder das Weihnachtsfest leise näher rückt und die Sinne mit der Erinnerung an all die Dinge tränkt, die das Leben einmal hoffnungsvoll und vielversprechend erscheinen ließen. Dann löst der Alkohol starre Zungen und die unvermeidliche Tristesse der *conditio humana* wird in immer enger werdenden Spiralen debattiert, bis sie jedem der Beteiligten als konzentrierter Klumpen auf den Schultern lastet. Bis sich jemand nüchtern getrunken hat und konstatiert, dass das Leben nun einmal kurz und böse und von unausweichlicher Grausamkeit ist und man am besten kein weiteres Wort darüber verliert.

Die Nachwirkungen solch alkoholseliger Bekenntnisse gigantischen Leids – gescheiterter Ehen, zerstörerischen Wahnsinns, des Todes von Kindern, verlorener Kriege, verlorener oder nicht gemachter Vermögen – dauern neun bis zehn Monate, während derer niemand über gar nichts spricht, bis der Druck all diesen Unglücks den Kulminationspunkt wieder übersteigt und die nächste Flutwelle herzerreißender Geständnisse auslöst.

K dagegen – stocknüchtern im hellen Licht des Vormittags – gab mir seine Dämonen aus freien Stücken und beinahe ohne ein Zögern preis. Er hob sie vor mir in die Höhe, damit ich sie begutachten konnte wie grinsende, feixende Wasserspeier am Ende einer Säulenreihe. Und ich war zu neugierig – und zu erstaunt –, um wegzuschauen.

Um ein Haar hätte es mich das Leben gekostet.

In dem Jahr, als ich von Wyoming nach Hause reiste, um das Weihnachtsfest bei meinen Eltern in Sambia zu verbringen –

dem Jahr, in dem ich K kennen lernte –, hatten auf der ganzen Welt Meldungen über die Dürre in diesem Gebiet Schlagzeilen gemacht. Eine Dürre, die sich die gesamte Ernte in Malawi und Simbabwe geholt hatte und die jetzt gerade im Begriff war, sich auch in Sambia und Mosambik alles einzuverleiben, was essbar war. Eine Trockenheit, die nicht aufhören wollte, alles zu verschlingen, bis sie, voll gestopft mit dem Staub eines gehörigen Brockens der unteren Hälfte des afrikanischen Bauchs, in den Ozean plumpste.

Nachrichtenteams aus aller Welt kamen, um Bilder von verhungerten Afrikanern zu machen, und sie hätten in ganz Zentral- und Südafrika keine geeigneteren Verzweifelten als die hiesige Landbevölkerung finden können – will sagen keine, deren Katastrophe näher an einem internationalen Flughafen und einem Fünf-Sterne-Hotel stattgefunden hätte. Und so kamen sie mit ihren Kameras und ihren Bomberjacken und ihren kleinen Plastikflaschen mit Desinfektionsflüssigkeit, um Fotos von einer Landbevölkerung zu machen, die – so erlebten es zumindest die Einheimischen selber – gerade ein ausgesprochen üppiges Jahr erlebte, weil zunächst ein unerwarteter und völlig unerklärlicher lokaler Regen und obendrein säckeweise kostenlose Lebensmittel über sie hereingebrochen waren – die sie in Wahrheit jedes Jahr nötig hätten, und nicht nur, wenn das Afrika um sie herum Hunger litt.

Die Fernsehmacher mussten die Einheimischen – die an internationale Aufmerksamkeit nicht gewöhnt waren – bitten, nicht vor den Kameras herumzutanzten und zu heulen. Konnten sie denn nicht ein bisschen niedergedrückter aussehen?

»Bitte nicht so nah an die Pfützen gehen.«

Regen klatschte herunter, die Dreharbeiten mussten unterbrochen werden. Und als die Sonne wieder hervorkam, dampfte überall ein kräftiges, üppiges Grün. Ungehörigerweise sah das Sole Valley aus – zumindest auf den hochglänzenden Videobändern – wie die Sümpfe des Okavango-Delta.

Frauen und Kinder strahlten. Ziegen waren so voll gefressen, dass sie drohten, aus der Haut zu platzen. Sogar die Esel schafften es, glücklich und satt auszusehen. An einem Ort, wo es neun Monate am Stück trocken war, verändert schon der kleinste Regenguss die Landschaft und verleiht den Menschen wenigstens für kurze Zeit den Anschein, dass ihr Dasein durchaus erträglich wäre.

»Erklären Sie ihnen, *dass es zu ihrem eigenen Guten ist*. Ich mach das hier schließlich nicht zu *meinem* Vergnügen.«

Um ihre Sehnsucht nach Elend zu befriedigen, müssten die Fernsehleute nur ein paar Meter abseits der Straße suchen, hinter einer der Hütten, wo Männer, Frauen und Kinder wie nasse Hühner auf langen Abtritten hocken und sich das Leben aus den schäumenden Gedärmen schießen. Aber die HIV/AIDS- Geschichte ist ein anderer Dokumentarfilm.

Die durchschnittliche Lebenserwartung in diesem ausgedörrten Landbecken ist gerade höchst offiziell auf neununddreißig Jahre gesenkt worden. Aber wie bannt man Abwesenheit auf Film? Wie drückt man in Bildern aus, dass beinahe jeder, der die vierzig überschritten hat, gar nicht mehr da ist?

»Können Sie die Jungen nicht bitten, ein bisschen verhungertes auszusehen?«

Die Jungen schwenkten gehorsamst die Hüften in Richtung Kamera und zeigten dem Regisseur ihre wackelnden rosaroten Zungen.

Typische Wasserfluten in Malidadi

Es regnete und regnete und regnete.

Jahr für Jahr – zumindest in dem Jahrzehnt meiner Zeit dort – war das Sole Valley so ausgedörrt, dass sich seine Erdkruste wie eine vertrocknete Zunge zurückrollte und das rote, knochige Zahnfleisch der Erosion sichtbar wurde. Aber jetzt, als die internationale Presse endlich einmal hier war, um das Elend der vermeintlichen Dürre zu dokumentieren, war dem Tal offensichtlich der Kragen geplatzt und es hatte beschlossen, sich in eine großflächige, seichte Seenlandschaft zu verwandeln. Wo sonst abgemagerte Ziegen und Esel dumpf auf trockner Erde stehen, wuchs auf einmal kniehoch das Gras. Ein Land, das sonst unter flimmernden Hitzewellen tanzt, summte jetzt die feuchte Todesmelodie der Moskitos. Während die Landstriche rundherum mehr und mehr das hohl-äugige Bild einer glitzernden Wüste mit verkümmerten Maisfeldern und knochendürrem Vieh abgaben, brachte das Sole Valley kleine Überschwemmungen und eine Froschplage hervor. Alles, was nicht die Kraft hatte und groß genug war, den Kopf über Wasser zu halten, sog sich die Brühe einmal tief in die Lungen, um daran zu verrecken und aufgebläht und stinkend in Gräben und Furchen liegen zu bleiben. Viele Hühner und ein paar kleine Gänse, von der ungewohnten Flut überrascht, starben vor Empörung.

Auf Mums und Dads Fisch- und Bananenfarm, elf Kilometer von der Asphaltstraße entfernt und von den Bordellen stromabwärts gelegen, brach aus biblisch dürerer Erde ein grü-

nes Meer aus saftigstem Unkraut hervor. Tag für Tag türmten sich Formationen schlachtschiffgrauer Wolken von solcher Schwere über dem Hochufer des Pepani, dass sie die Sonne zu erdrücken schienen. Insekten mit knackenden Flügeln und stacheligen Beinen torkelten vom Himmel herunter. Weihnachtikäfer schrillten. Der Wind hob die Blätter der Bananenpflanzen hoch und schleuderte sie ins Gesträuch. Die Hunde versteckten die Ohren unter ihren Pfoten und blickten voller Angst. Die Truthähne verkrochen sich unter dem Holzstoß und schissen stinkende weiße Haufen, und die wilden Vögel verstummten. Drohend ballten sich die Wolken.

Oberhalb des Camps meiner Eltern, wo das Land in Terrassen mit Mopanebäumen anstieg, schossen Ochsenfrösche, die neun Monate lang in Gräbern aus betonharter Erde gelegen hatten, förmlich aus dem Boden, um sich zu paaren und zu brüten und ein paar Tage lang ein Höllenspektakel zu veranstalten, bevor sie wieder im Schweigen des Schlammes versanken. Es waren riesige Exemplare – vom Format einer Suppenschüssel – mit Reißzähnen wie Dracula und quittegelb. Auf dem Rücken trugen sie schwarze, klumpige Käbme wie die Kämpfer kriegerischer Stämme ihre rituellen Narben.

Mum und ich wateten zum höchsten Punkt der Farm, um einen Blick auf die Frösche zu werfen. Mum hatte in ihrem Buch *Amphibians of Central and Southern Africa* nachgelesen, dass sie bis zu zwanzig Jahre alt werden. »Meinst du, man kann sie essen?«, fragte sie.

»Mum!«

Sie verdrehte die Augen. »Jetzt stell dich nicht so an, Bobo.« Sie stieß einen der Ochsenfrösche mit dem Gehstock an: »Na los«, sagte sie zu ihm. »Spring. Zeig uns deine Schenkelchen.«

»Mum!«

»Über ihren Nährwert schweigt mein Froschbuch sich aus.«

»Um Menschen wie dich nicht auf dumme Gedanken zu bringen, vermute ich mal.«

Und dann liefen wir einem alten Tonga über den Weg, der die Frösche in einem Schilfkorb sammelte.

»Siehst du«, sagte Mum. »Du stellst dich bloß an, Bobo. Ich möchte wetten, fast jeder hier isst die Viecher.«

Sie fragte den Mann, ob die Frösche genießbar waren, aber da sie kein Tonga sprach und der Alte kein Englisch, beschränkte die Unterhaltung sich auf pantomimische Gesten. Mum hüpfte quakend und frische Luft kauend herum, während der Alte die Augen zusammenkniff und sich eine große Prise Schnupftabak unter die Nasenlöcher rieb, um ihn uns in kleinen, giftigen Wölkchen entgegenzuschneifen. Die Ochsenfrösche in seinem Korb grummelten und zischten. Gerade als ich darauf hinweisen wollte, dass dieser kulturelle Austausch allerhöchstens peinlich war und keinem der Beteiligten weiterhalf, schien der Alte Mums Anliegen begriffen zu haben. Er präsentierte seinen Schilfkorb, packte einen Ochsenfrosch an der Gurgel, hielt ihn uns gönnerhaft grinsend unter die Nase und deutete mit einer Geste an, dass er ihn uns schenken wollte. Der Ochsenfrosch bellte dazu und fletschte die Zähne.

In keinem der Schnellkurse in einheimischen Sprachen, die das Bücherregal im Badezimmer meiner Eltern füllen, findet sich der nützliche Satz: »Vielen Dank für Ihr großzügiges Angebot, aber ich bin Vegetarier.«

Mum, eine extreme Allesfresserin, trug den Ochsenfrosch nach Hause in ihre Küche, doch dann verließ sie im letzten Moment der Mut und sie gab ihm die Freiheit, woraufhin er unter den Holzstoß hüpfte und während der nächsten Tage mit einer Mischung aus Angst und Verachtung zu uns heraufspähte. Nachdem er schließlich sein Leben ausgehaucht hatte – er war zu diesem Zweck taktvoll hinter die Speisekammer gehüpft –, schwoll er zur Größe eines Fußballs an, und Mum, die von Geburt Schottin war *und* fast ihr ganzes Leben in Afrika verbracht hatte und allein wegen ihrer Ab-

kunft und aus guter alter Gewohnheit nichts umkommen lassen konnte, sagte: »So ein Jammer, er fängt schon an zu stinken. Hätte einen interessanten Lampenschirm abgegeben.«

Das Haus auf der Fischfarm meiner Eltern verdient die Bezeichnung eigentlich nicht, weil hier fast immer gutes Wetter ist. Mauern wären an den meisten Tagen des Jahres nur eine hinderliche Barriere für die leichte Brise, die sich hin und wieder über dem Pepani River erhebt und uns um Beine und Schultern streicht, wenn wir beim Essen unter dem Tamarinden-Baum schwitzen. Die Küche ist nur ein Dach, gestützt auf vier Pfeiler und eine halbe Wand. Im Süden begrenzen ein Herd und der dazugehörige Holzstapel die Küche, auf der Nordseite Geschirregale und Mums Kurzwellenempfänger, der dauerhaft auf den BBC World Service eingestellt ist. Die Ostseite öffnet sich auf eine Treppe, die in den Garten hinauf und zur Werkstatt und dem Büro führt und die das viele Regenwasser in einem Sturzbach hereinbeförderte, eigentlich ganz malerisch, wenn es sich nicht mitten in der Küche zu einem schmierigen Tümpel gesammelt hätte.

In dieser alles durchnässenden Regenzeit blickte Mum ein ums andere Mal vorwurfsvoll zum Himmel hinauf und erklärte mit lauter Stimme, damit Vater es hören konnte: »Bei uns regnet's durch.« Und: »Siehst du denn nicht, dass unser Wohnzimmer keine Wände hat?« Aber Dad schmauchte ungerührt seine Pfeife, war in sein *Aquaculture Today* vertieft und merkte offensichtlich gar nicht, dass er nass wurde, bis Mum sagte: »Tim, wenn du noch länger im Regen sitzen bleibst, setzt du Schimmel an.«

Jetzt erst klappte Dad seine Zeitschrift zu und sagte milde: »Na so was, Tub. Ist schon wieder Zeit für die Arbeit, was?«

Also setzten Mum und Dad sich kleine Plastikzelte auf den Kopf und wateten hinauf zu den Fischteichen, um den lieben Fischlein, die aller Logik zum Hohn keinen Regen zu mögen

schielen, Mund-zu-Mund-Beatmung zu verabreichen. Und nach dem Mittagessen – die Mahlzeit bestand aus mehreren Kannen Tee und einer Banane – marschierten Mum und Dad ans Ende der Farm – die stündlich kleiner wurde, weil große Stücke Land von der mächtigen Strömung flussabwärts Richtung Mosambik geschwemmt wurden. Dort standen sie dann verzweifelt am Ufer und blickten ängstlich flussaufwärts zu den Bordellen und Tavernen, die das Herz der Stadt Sole bilden. Wenn es so weiterregnete, würden wir bald bis zum Hintern in aufgeweichten Prostituierten und alkoholisierten Fernfahrern stehen.

Tag für Tag begab ich mich – begleitet von den vernünftigeren Hunden – in den Schutz des Tamarindenbaums, um dort eine Tasse Tee nach der anderen zu trinken. Ich las Mums Bibliothek von vorne nach hinten und wieder zurück und suchte am Himmel nach Anzeichen für den Sonnenuntergang – so gut er sich auch hinter den Wolken versteckte –, um einen Vorwand für einen kurzen Sprint durch den Regen unter das Küchendach zu haben, wo ich die Ernährung von Tee auf Bier umstellte.

Fünf Tage lang ging das so. Am fünften Abend – die Sonne hatte den Tag eingewickelt und an der Uferböschung des Pepani zur Nacht gebettet – mussten wir feststellen, dass wir die Tristesse unserer eigenen Gesellschaft keinen Augenblick länger ertragen. Es hatte für einen Moment zu regnen aufgehört, und wir fuhren aus dem Camp heraus, um uns ein trockenes Plätzchen und ein kühles Glas Bier zu suchen.

Malidadi Lodge gehört zu den Lokalen, die mehr Geborgenheit als Komfort bieten. Hunde liegen zusammengerollt auf dem nackten Boden des Rondells mit Strohdach, unter dem ein Bartresen und ein paar blecherne Picknicktische Platz gefunden haben. Die Lichter in der Bar sind gnadenlos grell, Insekten stürzen sich zu Tausenden auf nackten Glühbirnen in

den Tod, um anschließend in Biergläser, Kleidung – ohne weit geöffnete Hemdknöpfe geht es bei diesem Klima nicht – und den Haarschopf des Barkeepers zu trudeln. Das eigentliche Gastzimmer ist ein rautenförmiger, behördengrün getünchter Raum. Dominiert wird er von einem klotzigen Fernsehgerät und einem halben Dutzend schlichter Holztische. Weit weniger lebhaft als all die anderen Tavernen, an denen wir auf dem Weg zur Lodge vorbeikommen, ist das Malidadi ein stilles, leise vor sich hingammelndes Trinkloch, dessen Stammkundschaft sich vorwiegend aus den Kneipenwirten in der Straße, die vom Lärm in ihren eigenen Etablissements die Nase voll haben, Zollbeamten, Geschäftsleuten, dem örtlichen Polizeivorsteher und seiner Entourage und professionellen Fischfang-Veranstaltern rekrutiert.

An diesem Abend verdoppelten wir – meine Eltern und ich – die Kundschaft, die bis zu unserem Eintreffen aus der dreiköpfigen Wirtsfamilie bestanden hatte.

Ich gab jedem einen Begrüßungskuss. Alex, der Vater, war mit Hilfe des italienischen Missionshospitals nach einem besonders bösartigen Malariaanfall eben erst von den Toten aufgestanden. Marie, seine Frau, hatte vor fünf oder sechs Jahren das Rauchen aufgegeben, aber davor hatte sie mit solcher Leidenschaft geraucht, dass ihre Haut noch immer in hellem Nikotingelb schimmerte und sie zerbrechlich wie eine alte Elfenbeinschnitzerei aussehen ließ. Katherine, die spindeldürre, blasse, auf eine tragisch-hohlwangige Weise schöne Tochter, war seit ein paar Jahren geschieden und spülte sich ihre Verbitterung regelmäßig mit großen Wassergläsern puren Wodkas herunter. Es waren freundliche Leute, von Hitze und Krankheit mürbe geworden.

»Wie geht's den Kindern?«, fragte Marie.

»Gut«, antwortete ich und hatte plötzlich Sehnsucht nach den beiden kleinen Wesen, die ich daheim in Wyoming zurücklassen musste.